



Leseprobe

Janet Skeslien Charles
Eine Bibliothek in Paris
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 15. November 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Bücher sind das Licht in der Dunkelheit, der Hoffnungsschimmer in der Not ...

Montana, 1983. Auf der Suche nach Abenteuern lernt die zwölfjährige Lily ihre Nachbarin Odile kennen. Zwischen dem Teenager und der alten Dame entwickelt sich eine zarte Freundschaft. Doch als Lily mehr über die Vergangenheit Odiles herausfindet, stellt sie fest, dass diese unter einem tragischen Geheimnis leidet ...

Paris, 1939. Für Odile geht ein Traum in Erfüllung: Sie hat eine Anstellung an der renommierten Amerikanischen Bibliothek in Paris erhalten. Große literarische Werke in Händen halten und dabei den Duft alter Buchseiten einatmen – etwas Schöneres kann sich die Französin nicht vorstellen. Als die Nazis jedoch in Paris einmarschieren, droht Odile alles zu verlieren, was ihr lieb ist. Auch ihre Bibliothek. Gemeinsam mit einigen Mitarbeitern schließt sie sich dem Widerstand an und kämpft mit den besten Waffen, die ihr zu Verfügung stehen: Büchern. Doch dann unterläuft Odile ein fataler Fehler ...

Inspiriert von der realen Geschichte der Pariser Bibliothekare, die während des Zweiten Weltkriegs ihr Leben riskierten – mit Zusatzmaterial zum wahrend Hintergrund im Buch!



Autor

Janet Skeslien Charles

Janet Skeslien Charles wuchs in Montana auf. Nach ihrem Studium unterrichtete sie fünfzehn Jahre lang Englisch, Französisch und Kreatives Schreiben, zunächst in der Ukraine, dann in den USA und schließlich in Frankreich, wo sie später eine Stelle an

Janet Skeslien Charles
Eine Bibliothek in Paris

JANET SKESLIEN CHARLES

EINE
BIBLIOTHEK
IN **PARIS**

Roman

Deutsch von Elfriede Peschel

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel
»The Paris Library« bei Atria Books, an imprint of
Simon & Schuster Inc., New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese
nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum
Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2021 by
Janet Skeslien Charles This edition was arranged with
Kaplan/DeFiore rights through Paul & Peter Fritz AG
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2021 by Blanvalet
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Susann Rehlein

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von

Marie Carr/Arcangel Images und Shutterstock.com
(Kamenetskiy Konstantin; r.classen; Ivan Cholakov)
Abbildungen im Buch: © American Library in Paris;

© Hélène Netchaëff

DN · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-0925-6

www.blanvalet.de

Für meine Eltern

KAPITEL 1

ODILE

Paris, Februar 1939

Zahlen über mir wie Sternbilder. 823. Die Zahlen waren der Schlüssel zu einem neuen Leben. 822. Konstellationen der Hoffnung. 841. Spätabends in meinem Schlafzimmer, am Morgen auf dem Weg zum Bäcker, für die Croissants, tat sich vor meinem geistigen Auge eine Abfolge nach der anderen auf: 810, 840, 890. Sie standen für Freiheit, für die Zukunft. Zusammen mit den Zahlen hatte ich die Geschichte der Bibliotheken bis zurück ins fünfzehnte Jahrhundert studiert. Während Heinrich VIII. in England einer Ehefrau nach der anderen den Kopf abschlagen ließ, modernisierte unser König François seine Bibliothek und machte sie den Gelehrten zugänglich. Seine königliche Sammlung bildete den Grundstock der Bibliothèque Nationale. Jetzt bereitete ich mich am Schreibtisch meines Zimmers auf mein Vorstellungsgespräch an der American Library vor und ging dazu ein letztes Mal meine Notizen durch: gegründet 1920; die erste in Paris, die der Öffentlichkeit Zugang zu ihrer Sammlung erlaubte; Subskriben-

ten aus mehr als dreißig Ländern, ein Viertel davon aus Frankreich. An diese Fakten und Zahlen klammerte ich mich in der Hoffnung, mich damit vor der Leiterin, der Directress, als qualifiziert zu erweisen.

Ich lief von der Wohnung meiner Familie an der rußgeschwärtzten Rue de Rome zum Bahnhof Saint-Lazare mit seinen Rauch spuckenden Lokomotiven. Der peitschende Wind hatte ein paar Haarsträhnen gelöst, die ich unter meine Baskenmütze zurückschob. In der Ferne ragte die schwarze Kuppel von Saint-Augustin auf. Religion: 200. Altes Testament: 221. Und das Neue Testament? Ich wartete, aber die Zahl wollte sich nicht einstellen. Ich war so nervös, dass ich einfachste Fakten vergaß. Ich zog mein Notizbuch aus der Tasche. Ach ja: 225. Wusste ich es doch.

Mein Lieblingsgebiet auf der Bibliotheksschule war die Dewey-Dezimalklassifikation. 1873 vom amerikanischen Bibliothekar Melvil Dewey erdacht, ordnete sie in zehn Klassen Bibliotheksbücher nach Fachgebieten. Für alles stellte sie eine Zahl bereit und erlaubte so den Lesern, in jeder Bibliothek jedes Buch zu finden. Maman beispielsweise war stolz auf ihre 648 (Hauswirtschaft). Papa würde es zwar herunterspielen, aber er erfreute sich sehr an 785 (Kammermusik). Mein Zwillingbruder war eher ein 636.8-Mensch, wohingegen ich 636.7 bevorzugte. (Katzen beziehungsweise Hunde.)

Ich erreichte *le grand boulevard*, wo ein einziger Häuserblock reichte, um die Stadt ihren Arbeiterkittel abstreifen und sie in den Nerzmantel schlüpfen zu lassen. Der vulgäre Geruch von Kohle machte Platz für *Joy*, den honigsüßen Jasminduft, der die Frauen umwehte, die sich an

den im Schaufenster ausgestellten Nina-Ricci-Kleidern und grünen Lederhandschuhen von Kislav ergötzen. Ein Stück weiter wich ich Musikern aus, die aus einem Laden kamen, der gebrauchte Partituren verkaufte, passierte den Barockbau mit der blauen Tür und bog dann in eine schmale Seitengasse ein. Ich kannte den Weg im Schlaf.

Ich liebte Paris, die Stadt voller Geheimnisse. Wie Bucheinbände, einige aus Leder, andere aus Stoff, führte jede Pariser Tür in eine aufregende Welt. Alles war möglich, von einem Haufen ineinandergeschobener Fahrräder auf dem Hof bis zu einer molligen Concierge mit Besen. Hinter der massiven Holztür der Library jedoch fand man sich in einem geheimen Garten wieder. Gesäumt von Petunienrabatten auf der einen, von Rasen auf der anderen Seite, führte ein weißer Kiesweg zu einem aus Ziegeln und hellem Stein errichteten Gebäude. Unter den einträchtig nebeneinanderflatternden Flaggen Frankreichs und Amerikas trat ich über die Schwelle und hängte meine Jacke an den wackeligen Garderobenständer. Ich sog den besten Duft der Welt in mich auf – eine Melange aus dem moosigen Geruch muffiger Bücher und dem druckfrischer Zeitungsseiten – und hatte das Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.

Da ich für das Vorstellungsgespräch einige Minuten zu früh dran war, ging ich um den Ausleihschalter herum, wo der immer liebenswürdige Bibliothekar für alle Fragen der Subskribenten ein offenes Ohr hatte («Wo kann man in Paris ein anständiges Steak essen?«, erkundigte sich ein Neuankömmling in Cowboystiefeln. »Warum muss ich die Gebühr bezahlen, obwohl ich das Buch gar nicht aus-

gelesen habe?«, beschwerte sich die zänkische Madame Simon und betrat die Stille des gemütlichen Lesesaals.

An einem Tisch vor den bis auf den Boden reichenden Fenstern las Professorin Cohen die Zeitung, eine kecke Pfauenfeder im Chignon; Mr. Pryce-Jones widmete sich Pfeife paffend der *Times*. Normalerweise hätte ich guten Tag gesagt, aber ich war wegen meines Vorstellungsgesprächs so aufgeregt, dass ich Zuflucht in meiner Lieblingssektion des Magazins suchte. Für mich gab es nichts Schöneres, als von Geschichten umgeben zu sein, manche so alt wie die Zeit, andere erst im letzten Monat erschienen.

Ich überlegte, einen Roman für meinen Bruder auszusuchen. Immer öfter und zu allen möglichen Nachtzeiten wurde ich wach und hörte ihn seine Traktate tippen. Wenn Rémy nicht gerade Artikel darüber verfasste, wie Frankreich den durch den Bürgerkrieg aus Spanien Vertriebenen helfen sollte, warnte er davor, dass Hitler sich Europa einverleiben würde, wie er das bereits mit einem Stück der Tschechoslowakei getan hatte. Ein gutes Buch war das Einzige, was Rémy seine Sorgen – soll heißen die Sorgen anderer – vergessen ließ.

Meine Finger strichen über die Buchrücken. Um auszuwählen, schlug ich die Bücher stets an einer zufälligen Stelle auf. Ich beurteilte nie ein Buch aufgrund seiner Anfangszeilen. Das käme einer Verabredung gleich, die mit einem viel zu strahlenden Lächeln begann, das unmöglich anhalten konnte. Nein, ich schlug eine Seite in der Mitte auf, wo der Autor oder die Autorin mich nicht zu beeindrucken versuchte. *Es gibt Licht im Leben, aber es gibt*

auch Schatten; Sie sind Licht. Oui. Merci, Mr. Stoker. Das sollte ich Remy unbedingt sagen.

Jetzt war es aber höchste Zeit. Ich eilte zum Ausgabeschalter, unterschrieb die Karte und steckte *Dracula* in meine Tasche. Die Directress erwartete mich schon. Wie immer hatte sie ihr kastanienbraunes Haar zu einem Knoten aufgesteckt und hielt einen silbernen Füller in der Hand.

Miss Reeder kannten alle. Sie schrieb Zeitungsartikel und überzeugte im Radio, lud alle ein, in die Library zu kommen: Studenten, Lehrer, Soldaten, Ausländer und Franzosen. Unerschütterlich hielt sie daran fest, dass dies ein Ort für alle war.

»Ich bin Odile Souchet. Entschuldigen Sie meine Verspätung. Ich war früh dran und habe ein Buch aufgeschlagen ...«

»Lesen ist gefährlich«, entgegnete Miss Reeder mit einem wissenden Lächeln. »Lassen Sie uns in mein Büro gehen.«

Ich folgte ihr durch den Lesesaal, wo die Subskribenten in schicken Anzügen ihre Zeitungen senkten, um einen Blick auf die berühmte Directress zu erhaschen, dann über eine Wendeltreppe nach oben und weiter auf dem Flur in den geheiligten »Nur für Mitarbeiter«-Flügel und in ihr Büro, wo es nach Kaffee duftete. An der Wand hing die große Luftaufnahme einer Stadt, deren Straßenzüge an ein Schachbrett erinnerten, völlig anders als das Straßen- und Gassengewirr von Paris.

Weil sie mein Interesse bemerkte, sagte sie: »Das ist Washington, D.C. Ich habe dort in der Library of Congress

gearbeitet.« Sie bedeutete mir, mich zu setzen, und nahm an ihrem Schreibtisch Platz, der von Papieren übersät war – einige versuchten, ihrer Ablage zu entkommen, andere wurden durch das Gewicht eines Lochers an Ort und Stelle gehalten. Auf der Ecke stand ein glänzendes schwarzes Telefon. Ich entdeckte Romane von Isak Dinesen und Edith Wharton. Lesezeichen in Form leuchtender Bänder winkten aus beiden und luden die Directress zum Weiterlesen ein.

Was für eine Art Leserin mochte Miss Reeder sein? Keinesfalls würde sie wie ich in Ermangelung eines *marque-page* Bücher aufgeschlagen herumliegen lassen. Sie würde sie niemals unter ihrem Bett stapeln. Würde vier oder fünf gleichzeitig lesen. Aber sie hätte gewiss immer ein Buch in ihrer Handtasche dabei für Busfahrten durch die Stadt. Eins, zu dem eine gute Freundin ihre Meinung erbeten hatte. Ein weiteres, von dem keiner jemals etwas erfahren würde, ein heimliches Vergnügen für einen verregneten Sonntagnachmittag ...

»Wer ist Ihr Lieblingsautor?«, wollte Miss Reeder wissen.

Wer ist Ihr Lieblingsautor? Eine unmögliche Frage. Wie konnte man sich für nur einen entscheiden? Tatsächlich hatten meine Tante Caro und ich Kategorien entwickelt – tote Autoren, lebende, fremdsprachige, französische und viele andere mehr –, um uns nicht entscheiden zu müssen. Ich dachte an die Bücher im Leseraum, die ich gerade erst berührt hatte, Bücher, die mich berührt hatten. Ich bewunderte Ralph Waldo Emersons Denkweise: *Ich bin nicht einsam, wenn ich lese und schreibe, obschon niemand bei*

mir ist, wie auch die von Jane Austen. Obwohl die Autorin im neunzehnten Jahrhundert schrieb, war für viele Frauen die Situation immer noch die gleiche: Ihr Geschick lag in den Händen dessen, von dem sie geheiratet wurden. Vor drei Monaten, als ich meinen Eltern mitteilte, dass ich keinen Ehemann brauchte, schnaubte Papa nur und brachte von da an zu jedem sonntäglichen Mittagessen einen anderen Untergebenen aus der Arbeit mit. Wie den Truthahn, den Maman mit Petersilie bestreute, präsentierte mir Papa jeden davon wie auf dem Servierteller: »Marc hat noch keinen Tag in der Arbeit gefehlt, nicht mal als er Grippe hatte!«

»Sie lesen doch, oder?«

Papa beklagte oft, dass mein Mund schneller arbeitete als mein Gehirn. In einem Anflug von Missmut beantwortete ich Miss Reeders erste Frage.

»Mein liebster toter Autor ist Dostojewski, weil ich seine Romanfigur Raskolnikow mag. Er ist nicht der Einzige, der jemandem eins überbraten will.«

Schweigen.

Warum konnte ich keine normale Antwort geben – und zum Beispiel Zora Neale Hurston erwähnen, meine liebste lebende Autorin?

»Es war mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.« Ich bewegte mich Richtung Tür, wohl wissend, dass das Vorstellungsgespräch vorbei war.

Als meine Finger nach dem Porzellanknauf griffen, hörte ich Miss Reeder sagen: »*Wirf dich direkt ins Leben, ohne zu zögern, hab keine Angst – die Flut wird dich ans Ufer tragen und dich dort wieder sicheren Fußes absetzen.*«

Meine Lieblingszeilen aus – *Verbrechen und Strafe*.
891.73. Ich drehte mich um.

»Die meisten Bewerber nennen Shakespeare als ihren Lieblingsdichter«, sagte sie.

»Der einzige Autor, der eine eigene Nummer in der Dewey-Dezimalklassifikation hat.«

»Einige erwähnen *Jane Eyre*.«

Das wäre eine normale Antwort gewesen. Warum hatte ich nicht Charlotte Brontë oder auch eine andere Brontë angeführt? »Ich liebe Jane auch. Die Brontë-Schwester teilen sich dieselbe Klassifikationsnummer – 823.8.«

»Aber mir hat Ihre Antwort gefallen.«

»Tatsächlich?«

»Sie sagten, was Sie empfunden haben, nicht, was ich Ihrer Meinung nach hören möchte.«

Das stimmte.

»Haben Sie keine Angst, anders zu sein.« Miss Reeder beugte sich vor. Ihr Blick – intelligent, unbestechlich – traf meinen. »Warum möchten Sie hier arbeiten?«

Den wahren Grund konnte ich ihr nicht nennen. Der würde sich schlimm anhören. »Ich habe das Klassifikationssystem von Dewey auswendig gelernt und auf der Bibliotheksschule nur Einsen bekommen.«

Sie schielte auf meine Bewerbung. »Sie haben ein beeindruckendes Zeugnis. Aber Sie haben meine Frage nicht beantwortet.«

»Ich bin Subskribentin hier. Ich liebe Englisch ...«

»Das sehe ich«, sagte sie mit Enttäuschung in der Stimme. »Danke für Ihre Zeit. Wir werden Ihnen in ein paar Wochen Bescheid geben. Ich begleite Sie hinaus.«

Als ich im Innenhof stand, machte ich meiner Enttäuschung in einem Seufzer Luft. Vielleicht hätte ich doch zugeben sollen, warum ich die Stelle haben wollte.

»Was ist denn, Odile?«, erkundigte sich Professorin Cohen. Ich liebte ihre immer bis auf den letzten Platz gefüllte Vorlesungsreihe: *Englische Literatur in der American Library*. Angetan mit ihrem Markenzeichen, dem violetten Schultertuch, machte sie einem selbst so einschüchternde Bücher wie *Beowulf* zugänglich, denn ihre Vorlesungen waren anschaulich und immer mit trockenem Humor gewürzt. Eine skandalumwitterte Vergangenheit begleitete sie wie die Fliedernote ihres *parfum*. Es hieß, *Madame le professeur* stamme ursprünglich aus Mailand. Eine Primaballerina, die ihre Starrolle (und ihren langweiligen Ehemann) aufgegeben hatte, um mit einem Liebhaber nach Brazzaville durchzubrennen. Als sie nach Paris zurückkehrte – allein –, studierte sie an der Sorbonne, wo sie wie Simone de Beauvoir *l'agrégation* bestanden hatte, jenes fast unmöglich zu schaffende Staatsexamen, das ihr erlaubte, auf höchstem Niveau zu unterrichten.

»Odile?«

»Ich habe mich in meinem Vorstellungsgespräch zum Narren gemacht.«

»Eine kluge junge Frau wie Sie? Haben Sie Miss Reeder nicht erzählt, dass Sie keine einzige meiner Vorlesungen versäumen? Ich wünschte, meine Studenten wären so treu!«

»Ich habe nicht daran gedacht, es zu erwähnen.«

»Bringen Sie in Ihrem Dankschreiben alles zu Papier, was Sie ihr sagen wollten.«

»Ich weiß nicht ...«

»Ich schon«, sagte Professorin Cohen mit Nachdruck. »Denken Sie, diese altmodischen Männer an der Sorbonne hätten mich einfach so eingestellt? Ich habe verdammt hart dafür gearbeitet, sie davon zu überzeugen, dass eine Frau Universitätskurse geben kann.«

Ich blickte auf. Zuvor hatte ich nur das violette Schultertuch bemerkt. Jetzt sah ich ihre stählernen Augen.

»Hartnäckig zu sein ist nichts Schlechtes«, ergänzte sie, »obwohl mein Vater unmöglich fand, dass ich stets das letzte Wort haben musste.«

»Meiner auch. Er nennt mich ›unerbittlich‹.«

»Dann machen Sie Gebrauch von dieser Eigenschaft.«

Sie hatte recht. In meinen Lieblingsbüchern gaben die Heldinnen niemals auf. Es war was dran an Professorin Cohens Idee, meine Gedanken in einem Brief zusammenzufassen. Schreiben fiel mir leichter, als ein Gespräch zu führen. Ich könnte Dinge durchstreichen und neu beginnen, wenn nötig auch hundert Mal.

»Sie haben recht ...«, sagte ich.

»Natürlich habe ich recht! Ich werde die Directress davon in Kenntnis setzen, dass Sie in meinen Vorlesungen immer die besten Fragen stellen, und Sie bringen das zu Ende.« Erhobenen Hauptes schritt sie zurück in die Bibliothek.

Egal wie niedergeschlagen ich war, irgendjemandem in der ALP gelang es immer, mich aufzurichten und zu beruhigen. Die Library war mehr als Ziegel und Bücher, ihr Mörtel waren die Menschen, denen Bücher am Herzen lagen. Ich hatte auch Zeit in anderen Bibliotheken ver-

bracht, mit ihren harten Holzstühlen und dem höflichen »*Bonjour Mademoiselle. Au revoir Mademoiselle.*« An diesen *bibliothèques* war nichts auszusetzen, doch ihnen fehlte es einfach an der Kameraderie einer echten Gemeinschaft. Die Library war ein Zuhause.

»Odile! Warten Sie!« Es war Mr. Pryce-Jones, der englische Diplomat im Ruhestand, mit seiner Paisley-Fliege, gefolgt von der Titelaufnehmerin Mrs. Turnbull, mit den schrägen blaugrauen Stirnfransen. Offenbar hatte Professorin Cohen ihnen erzählt, wie entmutigt ich war.

»Nichts ist verloren.« Er klopfte mir linkisch auf den Rücken. »Sie werden die Directress überzeugen. Stellen Sie einfach eine Liste Ihrer Argumente zusammen, wie das jeder Diplomat täte, der etwas taugt.«

»Hören Sie auf, das Mädchen zu betüddeln!«, wies Mrs. Turnbull ihn zurecht. An mich gewandt sagte sie: »Ich bin in Winnipeg geboren, wir sind Schlimmes gewohnt. Macht uns zu dem, was wir sind. Winter mit Temperaturen von minus vierzig Grad, aber man wird uns nicht jammern hören, im Unterschied zu den Amerikanern ...« Als ihr der Grund wieder einfiel, der sie nach draußen geführt hatte – die Chance, jemanden herumzukommandieren –, bohrte sie mir ihren knöchigen Finger in die Wange. »Kopf hoch und akzeptieren Sie kein Nein als Antwort!«

Wieder einmal wurde mir vermittelt, dass Zuhause ein Ort war, wo es keine Geheimnisse gab. Aber immerhin lächelte ich wieder. Das war ein Anfang.

Daheim in meinem Zimmer, nun nicht mehr nervös, schrieb ich:

Liebe Miss Reeder,

danke, dass Sie mit mir über die ausgeschriebene Stelle gesprochen haben. Ich habe mich über das Vorstellungsgespräch bei Ihnen sehr gefreut. Diese Bibliothek bedeutet mir mehr als jeder andere Ort in Paris. Als ich klein war, nahm meine Tante Caroline mich stets zur Vorlesestunde dorthin mit. Ihr verdanke ich es, dass ich Englisch studiert und mich in die Library verliebt habe. Obwohl meine Tante nicht mehr unter uns ist, suche ich sie weiterhin in der ALP. Ich schlage Bücher auf und schaue hinten in den Taschen nach in der Hoffnung, ihren Namen auf der Karte zu entdecken. Dieselben Bücher wie sie zu lesen gibt mir das Gefühl, dass wir uns noch immer nah sind. Die Library ist mein Zufluchtsort. Immer finde ich einen Winkel zwischen den Regalen, den ich für mich beanspruchen kann, um zu lesen und zu träumen. Ich möchte dafür sorgen, dass jeder diese Chance bekommt, vor allem jene Menschen, die anders sind und einen Ort brauchen, den sie ihr Zuhause nennen können.

Ich unterschrieb mit meinem Namen und beendete auf diese Weise das Vorstellungsgespräch.

KAPITEL 2

LILY

Froid, Montana 1983

Sie hieß Mrs. Gustafson, und sie wohnte nebenan. Hinter ihrem Rücken nannte man sie die Kriegsbraut, aber ich fand, dass sie wenig Ähnlichkeit mit einer Braut hatte. Erstens trug sie nie Weiß. Und außerdem war sie alt. Viel älter als meine Eltern. Jeder weiß, dass eine Braut einen Bräutigam hat, aber ihr Ehemann war schon lange tot. Obwohl sie zwei Sprachen fließend sprach, redete sie die meiste Zeit mit keinem. Sie lebte hier bereits seit 1945, würde aber immer die Frau sein, die von woandersher kam.

Sie war die einzige Kriegsbraut in Froid, so wie Dr. Stanchfield der einzige Arzt war. Manchmal warf ich einen verstohlenen Blick in ihr Wohnzimmer, wo selbst die Tische und Stühle fremdartig aussahen – verspielte kleine Puppenhausmöbel mit geschwungenen Walnussbeinen. Ich spionierte in ihrem Briefkasten, in dem Briefe aus dem fernen Chicago lagen, adressiert an Madame Odile Gustafson. Verglichen mit normalen Namen wie Tricia und Tiffany kam Odile mir exotisch vor. Es hieß,

sie sei aus Frankreich gekommen. Weil ich mehr über sie in Erfahrung bringen wollte, studierte ich die Lexikoneinträge zu Paris. Ich entdeckte die grauen Wasserspeier von Notre-Dame und Napoleons Triumphbogen. Doch nichts, was ich dort las, vermochte meine Frage zu beantworten: Was machte Mrs. Gustafson so anders?

Sie war nämlich nicht wie die anderen Damen in Froid. Die waren wie aufgeplusterte Zaunkönige, und ihre unförmigen Pullover und langweiligen Schuhe hatten die Farbe grauer Daunenfedern. Sie gingen mit Lockenwicklern zum Einkaufen, Mrs. Gustafson jedoch zog ihren Sonntagsstaat an – einen Faltenrock und Stöckelschuhe –, um auch nur den Müll rauszutragen. Ein roter Gürtel betonte ihre Taille. Immer. Sie trug leuchtend roten Lippenstift, selbst in der Kirche. »Die hat wohl eine sehr hohe Meinung von sich«, sagten die anderen Damen, wenn sie zu ihrer Bankreihe ziemlich weit vorn schritt, die Augen beschattet von ihrer Cloche. Niemand sonst trug einen Hut. Und die meisten Gemeindemitglieder nahmen hinten Platz, wollten Gottes Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehen. Oder die des Geistlichen.

An diesem Morgen bat uns Halskrause Maloney, für die 269 Passagiere der Boeing 747 zu beten, die von sowjetischen K-8-Raketen zum Absturz gebracht worden war. Im Fernsehen hatte Präsident Reagan uns über den Angriff auf die Maschine informiert, die auf dem Weg von Anchorage nach Seoul gewesen war. Unter das Glockengeläut mischten sich seine Worte: »Trauer, Schock, Wut ... die Sowjetunion hat gezeigt, dass ihr nichts an Menschenrechten liegt ... eine derart unmenschliche Brutalität sollte uns

nicht überraschen ...« Die Russen würden jeden umbringen, schien er damit sagen zu wollen, auch Kinder.

Sogar uns in Montana ließ der Kalte Krieg erschauern. Onkel Walt, der bei der Malmstrom Air Force Base arbeitete, informierte uns, dass man unsere Ebenen wie einen Kartoffelacker mit tausend Minuteman-Raketen bestückt hatte. Unter runden Betonkrypten warteten die nuklearen Sprengköpfe darauf, in die Luft gejagt zu werden. Er prahlte damit, dass die Minutemen zerstörerischer seien als die Bomben, die Hiroshima ausgelöscht hatten. Raketen würden Raketen abwehren, sodass die sowjetischen Waffen Washington umgehen und stattdessen auf uns zielen würden. Dann jedoch würden unsere Minutemen aufsteigen und Moskau in kürzerer Zeit treffen, als ich benötigte, um mich für die Schule fertig zu machen.

Nach der Messe trottete die Gemeinde über die Straße in den Gemeindesaal zu Kaffee, Donuts und Klatsch. Mom und ich standen fürs Gebäck an, an der Kaffeemaschine hatten sich Dad und die anderen Männer um Mr. Ivers, den Bankdirektor, versammelt. Dad arbeitete sechs Tage in der Woche für ihn in der Hoffnung, Vizedirektor zu werden.

»Die Sowjets lassen keine Suche nach den Leichen zu. Gottlose Mistkerle.«

»Zur Zeit der Präsidentschaft Kennedys war unser Verteidigungshaushalt um siebzig Prozent höher als heute.«

»Wir sind wehrlose Opfer.«

Ich hörte, ohne zuzuhören – in der Atmosphäre des Kalten Kriegs waren diese düsteren Gespräche der Soundtrack unserer Sonntage. Während ich damit beschäftigt war, mir

Donuts auf den Teller zu stapeln, bekam ich nicht gleich mit, dass Mom zu keuchen anfang. Wenn sie einen Anfall hatte, gab es dafür immer einen Grund: »die Farmer ernten – der Staub in der Luft befördert mein Asthma« oder »Father Maloney verteilt diesen Weihrauch, als wollte er uns ausräuchern.« Aber diesmal klammerte sie sich an meinen Oberarm, ohne eine Erklärung abzugeben. Ich führte sie zum nächstgelegenen Tisch und setzte sie neben Mrs. Gustafson. Mom ließ sich auf den Metallstuhl sinken und zog mich neben sich.

Ich versuchte, Dad auf uns aufmerksam zu machen.

»Es ist schon gut. Mach kein Theater«, sagte Mom in einem Ton, der keine Widerrede duldete.

»Tragisch, was diesen Leuten im Flugzeug passiert ist«, sagte Mrs. Ivers über den Tisch hinweg.

»Deshalb bleibe ich auch zu Hause«, entgegnete Mrs. Murdoch. »Herumscharwenzeln bringt einen nur in Schwierigkeiten.«

»Es sind viele unschuldige Menschen gestorben«, sagte ich. »Präsident Reagan sagte, ein Kongressabgeordneter sei getötet worden.«

»Ein Schmarotzer weniger.« Mrs. Murdoch schob sich das letzte Stück Donut zwischen die braunen Zähne.

»So etwas zu sagen, ist niederträchtig. Jeder hat das Recht, in ein Flugzeug zu steigen, ohne abgeschossen zu werden«, hielt ich dagegen.

Mrs. Gustafsons Blick war auf mich gerichtet. Sie nickte, und das war mir teuer. Obwohl ich ein Hobby daraus gemacht hatte, sie zu beobachten, war dies das erste Mal, dass sie mich bemerkte.

»Es ist mutig von dir, Stellung zu beziehen«, sagte sie. Ich zuckte mit den Schultern. »Man sollte nicht gemein sein.«

»Dem kann ich nur zustimmen.«

Ehe ich etwas darauf erwidern konnte, brüllte Mr. Ivers: »Seit fast vierzig Jahren sind wir jetzt im Kalten Krieg. Wir werden niemals gewinnen.«

Allgemeines Kopfnicken.

»Das sind kaltblütige Killer«, ergänzte Mr. Ivers.

»Haben Sie schon mal einen Russen kennengelernt?«, fragte Mrs. Gustafson ihn. »Mit einem gearbeitet? Nun, ich schon, und ich kann Ihnen versichern, dass die Russen nicht anders sind als Sie oder ich.«

Im ganzen Saal wurde es still. Wo war sie dem Feind begegnet, und auf welche Weise hatte sie mit einem »gearbeitet«?

In Froid wussten wir über jeden Bescheid. Wir wussten, wer zu viel trank und warum, wussten, wer bei den Steuern trickste und wer die Ehefrau betrog, wussten, wer in Minot mit einem Mann in Sünde lebte. Das einzige Geheimnis war Mrs. Gustafson. Keiner kannte die Namen ihrer Eltern oder wusste, womit ihr Vater seinen Lebensunterhalt verdiente. Keiner hatte auch nur eine Ahnung, wie sie Buck Gustafson im Krieg kennengelernt oder ihn dazu gebracht hatte, seine Highschool-Liebe sitzen zu lassen und stattdessen sie zu heiraten. Gerüchte umschwirrten sie, blieben aber nicht haften. In ihren Augen stand Kummer, war es Verlust oder Bedauern? Und wie konnte sie, nachdem sie in Paris gelebt hatte, sich mit diesem faden Flecken auf den Great Plains zufriedengeben?

Ich war eine Erste-Reihe-Mitmach-Schülerin. Hinter mir saß Mary Louise und kritzelte was aufs Pult. An der Tafel gab Miss Hanson sich alle Mühe, unsere siebte Klasse für *Ivanhoe* zu interessieren, Mary Louise brummelte: »Ivan-no«. Auf der anderen Gangseite umfingen Robbys gebräunte Finger einen Bleistift. Seine Haare – braun wie meine – waren fransig. Er konnte bereits Auto fahren, seit er seinen Leuten beim Getreidetransport geholfen hatte. Er führte den Bleistift an den Mund, der rosa Radiergummi streifte seine Unterlippe. Seinen Mundwinkel hätte ich ewig anstarren können.

Französischer Kuss. Französischer Toast. Pommes frites. Alle guten Dinge waren französisch. Nach meiner Kenntnis schmeckten auch französische grüne Bohnen besser als amerikanische. Französische Songs waren mit Sicherheit besser als die Countrymusic der örtlichen Radiostation mit ihren einsamen Cowboys und Mädchen, die mit Kühen verglichen wurden. Die Franzosen wussten vermutlich auch mehr über die Liebe.

Ich wäre gern über den Laufsteg einer Modenschau geschwebt. Wäre gern am Broadway aufgetreten und wollte einen Blick hinter den Eisernen Vorhang werfen. Wollte wissen, wie sich französische Worte in meinem Mund anfühlten. Es gab nur eine einzige mir bekannte Person, die Erfahrungen mit der Welt jenseits von Froid hatte – Mrs. Gustafson.

Obwohl wir Nachbarn waren, hätte sie genauso gut Lichtjahre entfernt wohnen können. An Halloween hatte Mom uns immer gewarnt: »Das Licht auf der Veranda der Kriegsbraut ist aus. Das bedeutet, sie möchte nicht, dass

ihr Kids an ihre Tür klopft.« Als Mary Louise und ich in unserer Funktion als Pfadfinderinnen Kekse verkauften, instruierte Mary Louises Mom uns: »Die Alte ist knapp bei Kasse, also schnorrt sie nicht an.«

Meine Begegnung mit Mrs. Gustafson machte mich mutig. Ich brauchte nur die richtige Hausaufgabe und könnte sie dann interviewen.

Wie erwartet, verlangte Miss Hanson von uns, dass wir ein Referat über *Ivanhoe* anfertigten. Nach dem Unterricht trat ich an ihr Pult und fragte sie, ob ich nicht stattdessen über ein Land schreiben könne, über Frankreich.

»Nur dieses eine Mal«, sagte sie. »Ich freue mich, deinen Bericht über Frankreich zu lesen.«

Mein Plan hatte mich so abgelenkt, dass ich, als ich die Toilette aufsuchte, vergaß, einen Blick unter die Kabinen zu werfen und die Eingangstür abzusperren. Und natürlich lauerte, als ich fertig war, Tiffany Ivers mit ihrer Clique schon an den Waschbecken, wo sie ihr weizengelbes Haar toupierte.

»Die Spülung funktioniert nicht«, sagte sie. »Hier kommt die Kackwurst.«

Nicht gerade feinsinnig, aber als ich mein Spiegelbild betrachtete, sah ich wirklich kackbraune Haare. Ich blieb in Nähe der Kabinen, weil ich wusste, dass Tiffany mich beim Versuch, mir die Hände zu waschen, unter den Wasserhahn schieben und pitschnass machen würde. Wusch ich sie mir aber nicht, wüsste das sofort die ganze Schule. Bei Maisie hatten sie das gemacht – einen Monat lang wollte keiner neben »Pipihände« sitzen. Das Toilettenquartett wartete mit verschränkten Armen.

Die Türangeln quietschten, und Miss Hanson steckte ihren Kopf herein. »Bist du schon wieder hier drin, Tiffany? Du hast offenbar Blasenprobleme.«

Die Mädchen zogen ab, doch ihre Blicke sagten: *Das ist noch nicht vorbei*. Als hätte ich das nicht gewusst.

Mom, die Guerillaoptimistin, würde mir empfehlen, es positiv zu sehen. Wenigstens hatte der alte Ivers nur einen Sprössling. Und es war Freitag.

Freitags luden meine Eltern für gewöhnlich zum Dinnerclub ein (Mom briet Spareribs, Kay brachte Salat mit, und Sue Bob backte einen Gestürzten Ananaskuchen), und ich verbrachte die Nacht bei Mary Louise. Heute jedoch blieb ich in meinem Zimmer und überlegte mir Fragen für Mrs. Gustafson. Während die Erwachsenen aßen, drang Gelächter aus dem Esszimmer. Als es wieder still wurde, wusste ich, dass sich die Frauen wie die Ladies in England zurückzogen, sodass die Männer es sich bequem machen und über die Themen sprechen konnten, die sie im Beisein ihrer Ehefrauen nicht anschnelden wollten.

Während die Frauen den Abwasch machten, lauschte ich der anderen Stimme meiner Mutter, die ihren Freundsinnen vorbehalten war. Sie wirkte dann viel fröhlicher. Schon seltsam, wie eine Person so unterschiedlich sein konnte. Das führte mich zu der Überlegung, dass auch meine Mutter von Geheimnissen umgeben war, wenn sie auch nicht so rätselhaft war wie Mrs. Gustafson.

An meinem Schreibtisch schrieb ich die Fragen auf, wie sie mir gerade durch den Kopf schossen – Wann war zum letzten Mal jemand von der Guillotine enthauptet worden? Gibt es auch in Frankreich Zeugen Jehovas? Warum sagen

die Leute, Sie hätten jemandem den Ehemann gestohlen? Warum bleiben Sie hier, nachdem er tot ist? –, und konzentrierte mich so sehr darauf, dass ich Mom, die hinter mir stand, erst bemerkte, als sie mir ihre warme Hand auf die Schulter legte.

»Willst du denn nicht bei Mary Louise übernachten?«

»Ich mache meine Hausaufgaben.«

»An einem Freitag«, sagte sie wenig überzeugt. »War's ein harter Schultag?«

Die meisten Tage waren hart. Aber mir war nicht danach, über Tiffany Ivers zu sprechen. Mom holte hinter ihrem Rücken ein Geschenk von der Größe einer Schuhschachtel hervor. »Ich hab dir was gemacht.«

»Danke!« Ich riss das Geschenkpapier auf und fand darin einen gehäkelten Pullunder.

Ich zog ihn über mein T-Shirt, und Mom zupfte ihn zurecht und freute sich, dass er passte. »Du siehst hübsch aus. Das Grün betont die Sprenkel in deinen Augen.«

Ein Blick in den Spiegel bestätigte mir, dass ich wie ein Trottler aussah. Ginge ich in diesem Pullunder zur Schule, würde Tiffany Ivers mich mit Sicherheit fertigmachen.

»Der ist ... hübsch«, sagte ich Mom, aber zu spät.

Sie versteckte ihre Verletztheit hinter einem Lächeln. »Woran arbeitest du denn?«

Ich erklärte ihr, dass ich einen Bericht über Frankreich schreiben und dazu Mrs. Gustafson befragen müsse.

»Ach, meine Liebe, ich weiß nicht, ob du sie damit behelligen solltest.«

»Ich habe doch nur ein paar Fragen. Können wir sie nicht zu uns einladen?«

»Meinetwegen. Was möchtest du sie denn fragen?«

Ich zeigte auf meine Liste.

Mom atmete geräuschvoll aus. »Sie wird womöglich ihre Gründe haben, weißt du, warum sie nie zurückgegangen ist.«

Am Samstagnachmittag lief ich vorbei an Mrs. Gustafsons altem Chevy, sprang die wackeligen Verandastufen hinauf und klingelte an ihrer Tür. Ding-dang-dong. Keine Antwort. Ich klingelte noch mal. Da keiner kam, drückte ich die Klinke. Die Tür ging knarrend auf. »Hallo?«, rief ich und trat ein.

Stille.

»Ist jemand zu Hause?«, fragte ich.

In der Stille des Wohnzimmers nahm ich die von Büchern bedeckten Wände in mich auf. Farne in einem Ständer unter dem Panoramafenster. In der Stereoanlage, so groß wie ein Gefrierschrank, hätte man sich verstecken können. Ich blätterte ihre Plattensammlung durch: Tschaikowski, Bach und wieder Tschaikowski.

Mrs. Gustafson kam über den Flur geschlurft, als hätte ich sie aus einem Nickerchen gerissen. Obwohl sie allein zu Hause war, trug sie ein Kleid mit dem roten Gürtel. Doch auf Strümpfen wirkte sie verletztlich. Mir fiel ein, dass ich vor ihrem Haus noch kein einziges Mal das Auto einer Freundin gesehen hatte, nie mitbekommen hatte, dass sie Familienbesuch bekam. Sie war der Inbegriff der Einsamkeit.

Ein paar Schritte vor mir blieb sie stehen und sah mich so finster an, als wäre ich ein Einbrecher, der gekommen

war, ihre Aufnahme von *Schwanensee* zu stehlen. »Was willst du?«

Sie wissen Dinge, und ich möchte sie auch wissen.

Sie verschränkte die Arme. »Also?«

»Ich schreibe einen Aufsatz über Sie. Ich meine, über Ihr Land. Könnten Sie vielleicht mit rüberkommen, damit ich Sie interviewen kann?«

Ihre Mundwinkel senkten sich. Sie antwortete nicht.

Das Schweigen machte mich nervös. »Hier sieht es aus wie in einer Bibliothek.« Ich zeigte auf die Regale mit lauter Namen, die ich nicht kannte: Madame de Staël, *Madame Bovary*, Simone de Beauvoir.

Vielleicht war es doch keine so gute Idee. Ich wandte mich zum Gehen.

»Wann?«, fragte sie.

Ich drehte mich um. »Passt es Ihnen jetzt gleich?«

»Ich war gerade mit etwas beschäftigt.« Sie sprach die Worte so forsch, als wäre sie Präsidentin und müsste zurück und sich um den Herrschaftsbereich ihres Schlafzimmers kümmern.

»Ich schreibe einen Aufsatz«, erinnerte ich sie, denn schließlich kam die Schule gleich hinter Gott, Vaterland und Fußball.

Mrs. Gustafson schlüpfte in ihre Stöckelschuhe und griff nach den Schlüsseln. Ich folgte ihr auf die Veranda, wo sie die Tür abspernte. Sie war die Einzige in Froid, die das tat.

»Platzt du eigentlich immer in fremde Behausungen?«, fragte sie, als wir den Rasen überquerten.

Achselzuckend erwiderte ich: »Normalerweise macht jemand die Tür auf.«

In unserem Esszimmer faltete sie erst die Hände und ließ dann kraftlos die Arme hängen. Ihre Blicke huschten über den Teppich, die Fensterbank, die Familienfotos an der Wand. Ihr Mund bewegte sich, als wollte sie »Ist das aber hübsch hier« sagen, wie das die anderen Damen machten, dann schloss er sich jedoch wieder.

»Willkommen«, sagte Mom und stellte einen Teller mit Schokokeksen auf den Tisch.

Ich bedeutete unserer Nachbarin, Platz zu nehmen. Mom stellte Becher vor ihren und meinen Teller, Mrs. Gustafson bekam Moms Teetasse. Deren Geschichte kannte ich auswendig. Vor Jahren, als Mrs. Ivers zu einer *Castle Tour* nach England aufbrach, hatte Dad ihr Geld mitgegeben, damit sie für Mom ein hübsches Teeservice kaufte. Aber Porzellan ist teuer, und so kehrte Mrs. Ivers nur mit einer einzigen Tasse mit Untertasse zurück. Aus Sorge, das Porzellan könnte zu Bruch gehen, hatte sie es während des gesamten Transatlantikflugs auf dem Schoß gehalten. Für mich kam diese zierliche Tasse mit den verspielten blauen Blumen von einem besseren Ort. Einem feineren. Wie Mrs. Gustafson.

Mom servierte den Tee, ich brach das Schweigen. »Was ist das Beste an Paris? Ist es wirklich die schönste Stadt der Welt? Wie war es, dort aufzuwachsen?«

Mrs. Gustafson antwortete nicht sofort.

»Ich hoffe, wir behelligen Sie nicht«, sagte Mom.

»Als ich das letzte Mal befragt wurde, war das für eine Arbeitsstelle in Frankreich.«

»Waren Sie nervös?«, fragte ich.

»Ja, aber ich musste zur Vorbereitung darauf ganze Bücher auswendig lernen.«

»Hat es geholfen?«

Sie lächelte verzagt. »Es gibt immer Fragen, auf die man nicht vorbereitet ist.«

»Solche Fragen wird Lily Ihnen nicht stellen.« Mom wandte sich zwar an Mrs. Gustafson, doch ihre Warnung war an mich adressiert.

»Das Beste an Paris? Es ist eine Stadt von Lesern«, begann unsere Nachbarin.

Sie erzählte, dass in den Wohnungen dort Bücher so wichtig waren wie Möbel. Ihre Sommer hatte sie lesend in den üppigen Parks der Stadt verbracht, die Winter dann, wie die Kübelpalmen der Tuilerien, die beim ersten Frost ins Gewächshaus gebracht werden, in Fensternähe, mit einem Buch auf dem Schoß.

»Sie lesen gern?« Für mich war die Lektüre der Klassiker im Englischunterricht lästige Arbeit.

»Ich lebe, um zu lesen«, erwiderte sie. »Hauptsächlich Bücher zur Geschichte oder zum Zeitgeschehen.«

Das hörte sich in etwa so spannend an, wie Schnee beim Schmelzen zuzusehen. »Und als Sie in meinem Alter waren?«

»Da liebte ich Romane wie *Der geheime Garten*. Aber mein Zwillingbruder interessierte sich eher für Nachrichten.«

Ein Zwilling. Ich hätte sie gern nach dem Namen gefragt, aber sie sprach schon weiter. Die Pariser schwelgten in Essen genauso wie in Literatur, berichtete sie. Es sei nun schon über vierzig Jahre her, aber sie erinnere sich noch immer an das Gebäck, das ihr Vater ihr nach ihrem ersten Arbeitstag gekauft hatte – Küchlein, die man Finan-

ciers nannte. Mit geschlossenen Augen erzählte sie, wie himmlisch der buttrige Mandelteig geschmeckt habe. Ihre Mutter liebte *opéras*, tiefdunkle Schokolade, eingebettet in kaffeetränkte Lagen von Biskuit ... Fi-nān-sjes. Oh-pe-rah. Ich kostete die Worte aus und genoss, wie sie sich auf meiner Zunge anfühlten.

»Paris ist ein Ort, der zu einem spricht«, fuhr sie fort. »Eine Stadt, die ihr eigenes Lied summt. Im Sommer lassen die Pariser ihre Fenster geöffnet, und man hört das Klimpern des Klaviers eines Nachbarn, das Schnipsen, wenn Spielkarten gemischt werden, das Rauschen, wenn jemand am Radioknopf einen Sender sucht. Immer lacht irgendwo ein Kind, man streitet, jemand spielt Klarinette, draußen, auf einem Platz.«

»Das klingt wunderbar«, sagte Mom träumerisch.

Normalerweise sah man Mrs. Gustafson an den Sonntagen nach der Kirche mit hängenden Schultern, der Blick tot wie die Neonreklame der Oasis-Bar an einem Montag. Als sie jetzt von Paris erzählte, wurden die kantigen Züge ihres Gesichts weich, ebenso wie ihre Stimme. Ich fragte mich, warum sie weggegangen war.

Mom überraschte mich mit einer Frage. »Wie war das Leben dort während des Kriegs?«

»Hart.« Mrs. Gustafsons Finger verkrampften sich um die Teetasse. Wenn der Fliegeralarm losschrillte, versteckte ihre Familie sich im Keller. Wegen der Lebensmittelrationierung bekam jede Person nur ein Ei im Monat. Alle wurden immer dünner, bis sie glaubten, sich in Luft aufzulösen. Auf den Straßen errichteten die Nazis willkürliche Kontrollpunkte. Wie Wölfe traten sie immer in

Rudeln auf. Menschen wurden grundlos verhaftet. Oder weil sie nach der Ausgangssperre noch unterwegs waren.

Waren Ausgangssperren nicht was für Teenager? Mary Louises Schwester Angel hatte eine.

»Was vermissen Sie an Paris?«, fragte ich.

»Familie und Freunde.« Mrs. Gustafsons braune Augen wurden schwermütig. »Menschen, die mich verstehen. Ich vermisse es, Französisch zu sprechen. Mich zu Hause zu fühlen.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte. Schweigen breitete sich aus. Mom und mich machte es nervös, aber unsere Nachbarin schien es nicht zu stören, sie trank den letzten Schluck Tee.

Als Mom Mrs. Gustafsons leere Tasse bemerkte, sprang sie auf. »Ich setze Wasser auf.«

Auf halbem Weg in die Küche blieb Mom unvermittelt stehen. Sie schwankte, streckte eine Hand aus, um sich am Schrank festzuhalten. Bevor ich nur daran denken konnte aufzustehen, war Mrs. Gustafson schon aufgesprungen und schlang ihren Arm um Moms Taille, um sie zurück zu ihrem Stuhl zu führen. Ich ging neben Mom in die Hocke. Ihre Wangen waren gerötet, und sie atmete flach, als bekäme sie nicht genug Luft.

»Ist schon gut«, sagte sie. »Ich bin zu schnell aufgestanden. Ich weiß es doch eigentlich.«

»Ist das schon mal vorgekommen?«, erkundigte sich Mrs. Gustafson.

Mom sah mich an, und so kehrte ich auf meinen Platz zurück und gab vor, mit dem Zeigefinger ein paar Krümel aufzunehmen.

»Ein paarmal«, gab sie zu.

Mrs. Gustafson rief von unserem Telefon aus Dr. Stanchfield an. In Froid waren sich alle Erwachsenen einig: »Wenn man in der Stadt einen Arzt anruft, kommt er nicht, egal wie krank man ist. Hier geht die Sprechstundenhilfe beim zweiten Klingeln dran, und zehn Minuten später ist Stanch bei dir zu Hause.« Er brachte Babys in drei Countys zur Welt – war der Erste, der viele von uns in seinen warmen, fleckigen Händen gehalten hatte.

Er klopfte und trat mit seiner schwarzen Ledertasche ein.

»Sie hätten nicht kommen müssen«, sagte Mom nervös. Sie brachte mich zu Stanch, sobald ich auch nur nieste, aber sie selbst war wegen ihres Asthmas noch nie bei ihm gewesen.

»Das lassen Sie mal lieber mich beurteilen.« Er schob sanft ihre Haare beiseite und hielt ihr das Stethoskop an den Rücken. »Atmen Sie tief durch.«

Sie holte Luft.

»Wenn das tief durchatmen ist ...« Als Stanch ihren Blutdruck maß, runzelte er die Stirn, befand ihn für viel zu hoch und verschrieb ihr Tabletten.

Vielleicht hatte Mom sich getäuscht, als sie sagte, es sei Asthma.

Nach dem Essen machten Mary Louise und ich es uns auf meinem Teppich bequem, um unsere Aufsätze zu schreiben. »Was hat Mrs. Gustafson gesagt?«, wollte sie wissen.

»Dass der Krieg gefährlich war.«

»Gefährlich? Wie denn?«

»Der Feind war überall.« Ich stellte mir Mrs. Gustafson auf ihrem Weg zur Arbeit vor, die Straßen voller rüdigter Wölfe. Manche knurrten, andere nagten an ihren Stöckelschuhen. Aber sie ging weiter. Vielleicht ging sie niemals denselben Weg zweimal.

»Wäre es nicht cool, wenn sie Geheimagentin gewesen wäre?

»Absolut.« Ich malte mir aus, wie sie in stockfleckigen Büchern verborgene Nachrichten überbrachte.

»Apropos Geheimnisse.« Sie legte ihren Bleistift ab.
»Ich habe eine von Angels Zigaretten geraucht.«

»Du hast allein geraucht? Hast du nicht.«

Sie sagte nichts.

»Hast du nicht«, wiederholte ich.

»Mit Tiffany.«

Ihre Worte trafen mich hart. »Wenn du rauchst, spreche ich nie wieder mit dir«, sagte ich und hielt die Luft an.

Wir waren beide zwölf, aber Mary Louise wusste immer vor mir über alles Bescheid. Dank ihrer Schwester Angel wusste sie um die Existenz von Gummis und Bierpartys. Meine Eltern erlaubten mir nicht, Make-up zu tragen, deshalb lieb Mary Louise mir ihres. Sie war entschlossener und schneller als ich, und ich sah sie förmlich davonsprinten.

»Geschmeckt hat es mir ohnehin nicht«, gab sie zu.

In den folgenden Wochen verlor Mom ihren Appetit, und die Kleider schlackerten an ihr. Alle Medizin blieb wirkungslos. Dad brachte sie zu einem Spezialisten, der meinte, es liege am Stress. Sie war zu müde, um zu kochen,

also machte Dad Sandwiches. An Thanksgiving aßen er und ich unseren Grillkäse an der Küchentheke. Wir schielten zur Tür in der Hoffnung, Mom würde sich gut genug fühlen, sich zu uns zu setzen.

Er räusperte sich. »Wie läuft's in der Schule?«

Ich hatte lauter Bestnoten, aber keinen Freund, und Tiffany Ivers versuchte, mir Mary Louise auszuspannen. »Gut.«

»Gut?«

»Alle anderen Mädchen dürfen sich schminken. Warum ich nicht?«

»Ein hübsches Mädchen wie du braucht all dieses klebrige Zeug nicht im Gesicht.«

Das meiste von dem, was Dad sagte, registrierte ich gar nicht. Ich hörte weder seine Besorgnis noch dass er gesagt hatte, ich sei hübsch. Ich vernahm nur das eindeutige Nein.

»Aber Dad ...«

»Ich hoffe nur, du bist netter zu deiner Mutter.«

Und zum hundertsten Mal richteten wir beide den Blick auf die Schlafzimmertür.

Mit unseren Rucksäcken trotteten Mary Louise und ich von der Schule nach Hause. An der First Street blieben wir stehen, um Smokey, den Schäferhund, zu streicheln, liefen dann weiter, am Haus der Flesches vorbei, die sieben- undvierzig Keramikzwerge in ihrem Garten verteilt hatten, einen für jedes Jahr, das sie verheiratet waren. Am Eckhaus schob die alte Mrs. Murdoch ihre Spitzenvorhänge beiseite. Wenn wir die Abkürzung über ihren Rasen nahmen, beschwerte sie sich bei unseren Eltern.

In Froid kauften wir alle im selben Lebensmittelladen ein, tranken aus derselben Quelle. Wir teilten die gleiche Vergangenheit, wiederholten die gleichen Geschichten. Mrs. Murdoch war erst so boshaft geworden, seit ihr Ehemann beim Schneeschippen aus den Latschen gekippt war. Buck Gustafson war nach dem Krieg nicht mehr der gewesen, der er vorher war. Wir lasen die gleiche Zeitung, waren abhängig vom selben Arzt. Auf unserem Weg von hier nach dort fuhren wir über staubige Straßen, beobachteten die über die Felder rollenden Mähdrescher, deren Schneidwerke den Weizen zusammenrafften. Die Luft roch sauber. Ehrlich. Unsere Münder und Nasen füllten sich mit dem zarten Heuduft, und unser Blut pumpete Erntestaub durch unseren Kreislauf.

»Lass uns in eine Großstadt gehen.« Mary Louise sah Mrs. Murdoch finster an. »Wo uns keiner kennt.«

»Wo wir alles machen können«, ergänzte ich. »Auch schreien in der Kirche.«

»Oder gar nicht erst in die Kirche gehen.«

Wir mussten innehalten, denn diese Vorstellung war so überwältigend, dass es dauerte, sie zu verarbeiten, und wir legten das letzte Stück bis zu mir schweigend zurück. Von der Straße aus konnte ich Mom am Fenster sehen. Hinter der spiegelnden Fensterscheibe wirkte sie bleich wie ein Gespenst.

Mary Louise ging nach Hause, ich lief zum Briefkasten und hielt mich dort an dem verwitterten Pfosten fest, noch nicht bereit, ins Haus zu gehen. Früher hatte Mom Kekse gebacken und an der Küchentheke mit Freundinnen geplaudert. Manchmal hatte sie mich auch von der Schule

abgeholt und mit mir einen Ausflug zum Medicine Lake Refuge gemacht, ihrem Lieblingsort zur Vogelbeobachtung. Im Kombi kannten Mom und ich nur eine Blickrichtung: geradeaus, auf die vor uns liegende Straße mit ihrer Fülle an Möglichkeiten. Da fiel es mir leicht, ihr einen Streit mit Tiffany Ivers oder eine schlechte Note in einem Test anzuvertrauen. Auch die guten Dinge konnte ich ihr erzählen, wie etwa von der Sportstunde, als Robby Teamkapitän war und mich als Erste vor allen Jungs auswählte. Jedes Mal, wenn ich angriff, beklagten sie sich verbittert, aber er blieb an meiner Seite und sagte: »Beim nächsten Mal erwischst du sie.«

Mom wusste alles über mich.

Am Medicine Lake waren zweihundertsiebzig Vogelarten zu Hause. Wir arbeiteten uns durch das kniehohe Needle-and-Thread-Gras voran. Das Fernglas baumelte Mom um den Hals. »Falken mögen ja majestätischer sein«, sagte sie, »und Flötenregenpfeifer haben den schönsten Namen. Ich mag dennoch Rotkehlchen am liebsten.«

Ich zog sie damit auf, dass wir den weiten Weg hierher machten, um Vögel zu beobachten, die wir auch in unserem Vorgarten entdecken könnten.

»Rotkehlchen sind elegant«, erklärte sie mir, »ein gutes Omen, das uns an all das Besondere erinnert, das direkt vor uns liegt.« Sie drückte mich fest an sich.

Aber jetzt blieb sie allein zu Hause und hatte kaum mehr die Kraft zu reden, nicht mal mit mir.

In dem Moment ging auch Mrs. Gustafson zu ihrem Briefkasten, und ich überquerte den braunen Grasstreifen, der uns trennte. Sie drückte einen Brief an ihre Brust.

»Von wem ist der?«

»Von meiner Freundin Lucienne in Chicago. Wir schreiben einander schon seit Jahrzehnten. Sie und ich sind zusammen auf dem Schiff gewesen – drei unvergessliche Wochen von der Normandie nach New York.« Sie sah mich an. »Ist alles in Ordnung?«

»Mir geht es gut.« Jeder kannte die Regeln: Zieh ja keine Aufmerksamkeit auf dich, Wichtigster mag keiner. Dreh dich in der Kirche nicht um, nicht mal, wenn hinter dir eine Bombe hochgeht. Wenn jemand dich fragt, wie es dir geht, sag »gut«, auch wenn du traurig bist oder Angst hast.

»Möchtest du vielleicht mit zu mir kommen?«, fragte sie.

Ich warf meinen Rucksack vor ihre Regalwand. Sie war von oben bis unten mit Büchern gefüllt, und es gab nur drei Fotos, klein wie Polaroids. Bei mir zu Hause gab es mehr Fotos als Bücher (wir hatten nur die Bibel, Moms Nachschlagewerke und ein mehrbändiges Lexikon, das wir bei einem Garagenflohmarkt entdeckt hatten).

Auf dem ersten Foto war ein junger Marinesoldat zu sehen. Er hatte Mrs. Gustafsons Augen.

Sie stellte sich neben mich. »Mein Sohn Marc. Er wurde in Vietnam getötet.«

Als ich in der Kirche einmal Mitteilungsblättchen verteilte, versammelte sich eine Schar Damen ums Weihwasserbecken. Und als Mrs. Gustafson eintrat, flüsterte Mrs. Ivers: »Morgen ist Marcs Todestag.« Kopfschüttelnd erwiderte die alte Mrs. Murdoch darauf: »Es gibt nichts Schlimmeres, als ein Kind zu verlieren. Wir sollten Blumen schicken oder ...«

»Sie sollten zu tratschen aufhören«, blaffte Mrs. Gustafson, »wenigstens bei der Messe.«

Die Damen dippten ihre zitternden Finger ins Weihwasser, schlugen rasch das Kreuzzeichen und schlichen davon, in ihre Bänke.

Während ich mit der Hand über den Bilderrahmen strich, sagte ich: »Es tut mir leid.«

»Mir auch.«

Mir war beklommen zumute, als ich die Trauer in ihrer Stimme hörte. Keiner kam je auf Besuch zu ihr. Weder ihre Schwiegereltern noch ihre französische Familie. Wenn nun alle, die sie geliebt hatte, tot waren? Vermutlich wollte sie mich gar nicht hier haben, weil ihr das nur ihren Verlust vor Augen führte. Ich wollte zurück zu meinem Rucksack.

»Möchtest du einen Keks?«, fragte sie da.

In der Küche nahm ich mir die zwei größten vom Teller und hatte sie bereits runtergeschlungen, bevor sie sich einen nahm. Die dünnen knusprigen, süßen Kekse hatten die Form von Miniaturfernrohren.

Sie hatte gerade die erste Fuhre fertig, und ich half ihr im Lauf der nächsten Stunde, den restlichen Teig auszurollen. Ich war dankbar, dass sie mich nicht auf Mom ansprach. Nicht etwa sagte: »Wir vermissen deine Mutter im Eltern-Lehrer-Ausschuss, richte ihr doch aus, dass jeder seinen Beitrag leisten muss.« Oder: »Nichts ist so schlimm, als dass ein Schweinebraten es nicht wieder richten könnte.« Noch nie hatte Schweigen sich so gut angefühlt.

»Wie nennt man diese Kekse?«, fragte ich und nahm noch einen.

»*Cigarettes russes*. Russische Zigaretten.«

Kommunistenkekse? Ich legte ihn zurück auf den Teller.

»Wer hat Ihnen beigebracht, sie zu backen?«

»Ich habe das Rezept von einer Freundin, die mir welche angeboten hat, als ich Bücher auslieferte.«

»Warum konnte sie die Bücher nicht selbst abholen?«

»Es war ihr im Krieg nicht erlaubt, die Bibliothek zu betreten.«

Bevor ich sie nach dem Grund fragen konnte, wurde laut an der Tür geklopft. »Mrs. Gustafson?«

Es war Dad, und das bedeutete, es war sechs Uhr – Abendessenzeit, und ich war in Schwierigkeiten. Ich wischte mir die Krümel vom Mund und wappnete mich. *Hatte die Zeit vergessen, musste bleiben, um zu helfen ...*

Mrs. Gustafson öffnete die Tür, doch es gab kein Donnerwetter. Dads Augen waren weit aufgerissen, die Krawatte hing schief. »Ich bringe Brenda ins Krankenhaus«, sagte er zu Mrs. Gustafson. »Können Sie sich um Lily kümmern?«

Ich wollte sagen, wie leid mir meine Vergesslichkeit tat, aber er stürmte davon, wartete nicht auf eine Antwort.

KAPITEL 3

ODILE

Paris, Februar 1939

Der Schatten von St. Augustin dräute über Maman, Rémy und mir, als wir von einem weiteren langweiligen Sonntagsgottesdienst aufbrachen. Froh, endlich die stickige, erdrückende Weihrauchwolke hinter mir zu lassen, saugte ich die eisige Luft ein und war erleichtert, dem Geistlichen und seiner düsteren Predigt entkommen zu sein. Maman dirigierte uns auf den Gehweg, vorbei an Rémys zweitliebstem Buchladen, vorbei an der *boulangerie* des liebeskranken Bäckers, der das Brot verbrennen ließ, bis wir vor der Schwelle zu unserem Wohnhaus standen.

»Welcher ist es heute, Pierre oder Paul?«, fragte sie besorgt. »Wer auch immer es ist, er wird jede Minute hier sein. Wag es ja nicht, so ein finsternes Gesicht zu ziehen, Odile. Natürlich möchte Papa diese Männer kennenlernen ... Nicht alle arbeiten auf seinem Revier. Einer könnte der passende Verehrer für dich sein.«

Ein weiteres Mittagessen mit einem nichtsahnenden

Polizisten. Es war unangenehm, wenn ein Mann Interesse an mir bekundete, demütigend, wenn nicht.

»Und zieh dir eine andere Bluse an! Ich kann nicht glauben, dass du in diesem verblichenen Kittel in die Kirche gehen konntest. Was werden die Leute denken?«, sagte sie, bevor sie in die Küche eilte, um nach dem Braten zu sehen.

In der Diele flocht ich vor dem Spiegel mit der abblätternenden Vergoldung mein kastanienbraunes Haar neu, und Rémy kämmte sich mit einem Tupfen Rasiercreme die widerspenstigen Locken. In französischen Familien war das sonntägliche Mittagessen ein ebenso beängstigendes Ritual wie die Messe, und Maman bestand darauf, dass wir gut aussahen.

»Wie würde Dewey dieses Mittagessen klassifizieren?«, wollte Rémy wissen.

»Ganz einfach – 841. *Eine Zeit in der Hölle.*«

Er lachte.

»Wie viele Untergebene hat Papa bis jetzt eingeladen?«

»Vierzehn«, sagte er. »Ich wette, sie haben Angst, es ihm auszuschiagen.«

»Warum musst du dich eigentlich nicht dieser Folter unterziehen?«

»Weil es keinen kümmert, wann Männer heiraten.« Mit einem koboldhaften Grinsen schnappte er sich meinen Schal, zog sich das kratzige Wollding über den Kopf und band ihn unter dem Kinn, wie unsere Mutter das tat. »*Ma fille*, Frauen haben eine kurze Haltbarkeitsdauer.«

Ich kicherte. Er verstand es einfach immer, mich aufzuheitern.

»Aber so wie du dich aufführst«, fuhr er im schrillen

Ton meiner Mutter fort, »wirst du ewig im Regal liegen bleiben!«

»In einem Bücherregal, falls ich die Stelle bekomme.«

»Wenn du die Stelle bekommst.«

»Ich bin mir nicht sicher ...«

Rémy legte den Schal ab. »Du hast eine abgeschlossene Ausbildung als Bibliothekarin, du sprichst fließend Englisch, und du wurdest in deinem Praktikum bestens bewertet. Ich glaube an dich, glaub du auch an dich selbst.«

Es wurde an die Tür geklopft. Wir öffneten, und vor uns stand ein blonder Polizist im Caban. Ich war auf das Schlimmste gefasst – der Protegé von letzter Woche hatte mich begrüßt, indem er seine fettigen Wangen an meinem Gesicht rieb.

»Ich bin Paul«, stellte dieser sich vor. Er berührte meine Wangen kaum.

»Es freut mich, Sie beide kennenzulernen«, sagte er, als er Rémys Hand schüttelte. »Ich habe nur Gutes von Ihnen gehört.«

Er schien es ernst zu meinen, aber ich bezweifelte, dass Papa etwas auch nur im Entferntesten Positives über uns gesagt hatte. Wir bekamen immer bloß Rémys unzulängliche Noten (und dabei war er doch der beste Disputant in seinem Jurakurs!) und meine lustlose Mitwirkung an der Hausarbeit vorgehalten (»Wie kannst du in einem Bett schlafen, auf dem überall Bücher liegen?«).

»Ich habe mich die ganze Woche auf den heutigen Tag gefreut«, teilte der Protegé Maman mit.

»Eine hausgemachte Mahlzeit wird Ihnen guttun«, erwiderte sie. »Wir freuen uns, Sie bei uns zu haben.«

Papa schob seinen Gast in einen Sessel neben dem Kamin und servierte dann den Aperitif (Wermut für die Männer, Sherry für die Damen). Während Maman vom Platz neben ihren geliebten Farnen in die Küche flitzte, um sich zu vergewissern, dass das Hausmädchen ihren Anweisungen Folge leistete, ergriff Papa in seinem Louis-Quinze-Sessel das Wort und erging sich in Behauptungen, die sein besenförmiger Schnurrbart förmlich aus seinem Mund zu fegen schien. »Wer braucht schon diese *chômeurs intellectuels*? Sollen die intellektuellen Arbeitslosen doch ihre Prosa verfassen, während sie in den Minen arbeiten. In welchem anderen Land unterscheidet man zwischen klugen und beschränkten Faulenzern? Es geht um meine Steuergelder!« Die Verehrer wechselten jeden Sonntag, Papas weitschweifige Lektion jedoch blieb immer die gleiche.

Und ich schaltete mich wieder einmal ein: »Keiner zwingt dich, Künstler und Schriftsteller zu unterstützen. Du kannst ganz normale Briefmarken kaufen oder solche mit einem kleinen Zuschlag.«

Neben mir auf dem Diwan verschränkte Rémy die Arme. Ich konnte seine Gedanken lesen: *Wozu die Mühe?*

»Ich habe noch nie von diesem Programm gehört«, warf Papas Günstling ein. »Wenn ich nach Hause schreibe, werde ich nach diesen Marken fragen.«

Vielleicht war dieser nicht ganz so schlimm wie der Rest.

Papa wandte sich an Paul. »Unsere Kollegen haben unheimlich viel Arbeit wegen der Gefangenenlager an der Grenze. All die Flüchtlinge, die hereinströmen – bald wird es in Frankreich mehr Spanier geben als in Spanien.«

»Da tobt ein Bürgerkrieg«, warf Rémy ein. »Sie brauchen Hilfe.«

»Sie helfen sich, indem sie in unser Land kommen!«

»Was sollen unschuldige Zivilisten denn tun?«, fragte Paul Papa. »Zu Hause bleiben und sich abschlagen lassen?«

Ausnahmsweise hatte Vater einmal keine Antwort. Ich sah mir unseren Gast genauer an. Nicht die kurzen Haare, die senkrecht vom Kopf wegstanden, waren bemerkenswert, auch nicht die blauen Augen, die zu seiner Uniform passten, sondern seine Charakterstärke und die ruhige Furchtlosigkeit, für seine Überzeugungen einzutreten.

»Bei all den politischen Umwälzungen«, sagte Rémy, »ist eins sicher: Der Krieg kommt.«

»Unsinn!«, sagte Papa. »Wir haben Millionen in unsere Sicherheit investiert. Dank der Maginot-Linie ist Frankreich absolut sicher.«

Ich stellte mir die Linie als einen gewaltigen Graben an Frankreichs Grenzen zu Italien, der Schweiz und Deutschland vor, der die Armeen, die einen Angriff wagten, als Ganzes verschlingen würde.

»Müssen wir denn über den Krieg reden?«, fragte Maman. »So ein düsteres Thema an einem Sonntag! Warum erzählst du nicht was von deinen Kursen, Rémy?«

»Mein Sohn möchte sein Jurastudium abbrechen«, sagte Papa an Paul gewandt. »Ich weiß aus verlässlicher Quelle, dass er die Vorlesungen schwänzt.«

Ich zermarterte mir den Kopf nach einer Antwort. Aber Paul kam mir zuvor. An Rémy gewandt sagte er: »Was möchten Sie denn stattdessen tun?«

Das war eine Frage, von der ich mir gewünscht hätte, Papa hätte sie gestellt.

»Kandidieren«, erwiderte Rémy. »Versuchen, etwas zu verändern.«

Papa rollte mit den Augen.

»Oder Parkwächter werden und dieser korrupten Welt den Rücken kehren«, ergänzte Rémy.

»Sie und ich sorgen dafür, dass die Leute und die Geschäfte sicher sind«, sagte Papa zu Paul. »Er will Pinienzapfen und Bärenexkremeute schützen.«

»Die Natur ist so wichtig wie der Louvre«, entgegnete Paul.

Wieder eine Antwort, auf die Papa nichts zu sagen wusste. Ich sah Rémy an, um zu erfahren, was er über Paul dachte, aber er hatte sich dem Fenster zugewandt und weilte an jenem weit entfernten Ort, wo wir während der nicht enden wollenden sonntäglichen Mittagessen oft Zuflucht suchten.

Diesmal beschloss ich jedoch zu bleiben. Ich wollte hören, was Paul zu sagen hatte.

»Das Essen riecht köstlich!« Ich hoffte, Papas Aufmerksamkeit von Rémy abzulenken.

»Ja«, sagte Paul, »ich habe seit Monaten keine Hausmannskost mehr bekommen.«

»Wie willst du deinen Geflüchteten helfen, wenn du das Jurastudium abbrichst?«, bohrte Papa weiter. »Du musst doch mal an was dranbleiben.«

»Die Suppe dürfte fertig sein ...« Maman zupfte nervös an den vertrockneten Spitzen ihrer Farnwedel.

Wortlos umrundete Rémy sie und ging ins Esszimmer.

»Arbeiten willst du nicht«, rief Papa ihm hinterher, »aber wenn es Essen gibt, bist du immer der Erste!«

Er konnte einfach nicht aufhören, auch nicht vor einem Gast.

Wie üblich aßen wir Kartoffel-Lauch-Suppe.

Paul machte Maman ein Kompliment zu ihrer cremigen Suppe, und sie murmelte etwas von einem guten Rezept. Das Kratzen von Papas Löffel auf dem Porzellan signalisierte das Ende des ersten Gangs. Mamans Mund öffnete sich ein wenig, als wollte sie ihn auffordern, sich zu mäßigen. Aber getadelt hätte sie Papa niemals.

Das Mädchen brachte den Kartoffelbrei mit Rosmarin und den Schweinebraten. Ich schielte auf die Uhr auf dem Kaminsims. Normalerweise zog sich das Essen, aber zu meiner Überraschung war die Zeit vergangen wie im Fluge, es war bereits zwei Uhr nachmittags.

»Studieren Sie auch?«, fragte Paul mich.

»Nein, ich habe die Schule abgeschlossen und mich gerade für eine Stelle an der American Library beworben.«

Ein Lächeln umspielte seine Lippen. »Ich hätte nichts dagegen, an so einem hübschen, friedlichen Ort zu arbeiten.«

Papas schwarze Augen glänzten. »Wenn Sie mit dem achten Revier nicht zufrieden sind, Paul, dann kommen Sie doch zu mir? Für den richtigen Mann gibt es da einen Wachtmeisterposten.«

»Danke, Sir, aber ich bin zufrieden dort, wo ich bin.« Pauls Blick ruhte unentwegt auf meinem Gesicht. »Sogar sehr zufrieden.«

Plötzlich fühlte es sich an, als säßen nur noch wir beide

im Raum. *Als er sich nun jetzt auf seinem Sitz zurücklehnte und die Augen seinerseits auf sie richtete, hätte er vielleicht einen schwankenden Moment bei ihr wahrnehmen können. Denn es trieb sie gewaltsam, sich an seine Brust zu werfen und die verschlossenen Geheimnisse ihres Herzens vor ihm auszuschütten.*

»Arbeitende Mädchen«, spottete Papa. »Hättest du dich nicht wenigstens an einer französischen Bibliothek bewerben können?«

Bedauerlicherweise musste ich die zärtliche Szene mit Paul und mit Dickens verlassen. »Die Amerikaner alphabetisieren nicht nur, sondern sie benutzen Zahlen, man nennt es die Dewey-Dezimalklassifikation ...«

»Zahlen, um Buchstaben zu klassifizieren? Da möchte man doch wetten, dass nur ein Kapitalist auf so eine Idee kommen konnte – denen sind Zahlen wichtiger als Buchstaben! Was ist denn falsch an unserer Methode?«

»Miss Reeder findet, es ist in Ordnung, anders zu sein.«

»Ausländer! Weiß Gott, mit wem du dich sonst noch herumschlagen musst!«

»Gib den Leuten doch eine Chance, du wärst überrascht, wie ...«

»Du bist diejenige, die ihre Überraschung erleben wird.« Er zeigte mit der Gabel auf mich. »Publikumsverkehr ist ein Problem. Gestern beispielsweise wurde ich gerufen, weil ein Senator wegen Einbruchs verhaftet worden war. Eine kleine alte Dame fand ihn bewusstlos auf ihrem Wohnzimmerteppich vor. Als der Schurke wieder zu sich kam, hörte er nicht auf, unflätige Äußerungen von sich zu geben, bis er sich schließlich übergab. Ich musste ihn mit

dem Schlauch abspritzen, bevor wir die Geschichte aus ihm herausbekamen. Er hatte geglaubt, vor dem Haus seiner Geliebten zu sein, nur dass sein Schlüssel nicht passte. Also kletterte er am Spalier hoch und stieg durchs Fenster ein. Glaub mir, mit so jemandem willst du nichts zu tun haben, und hör mir bloß auf mit dem Abschaum, der dieses Land in den Ruin treibt.«

Da ging es wieder los, er beklagte sich über Ausländer, Politiker und hochnäsige Frauen. Ich stöhnte, und Rémy legte seinen bestrumpften Fuß über meinen. Getröstet von dieser kleinen Berührung, spürte ich, wie die Anspannung in meinen Schultern nachließ. Als wir klein waren, hatten wir für uns diese winzige Demonstration der Unterstützung erfunden. In Anbetracht des Zorns meines Vaters – »Zweimal in dieser Woche musstest du in der Schule die Narrenkappe aufsetzen Rémy! Ich sollte dir dieses verdammte Ding an den Kopf tackern.« – war mir etwas Besseres eingefallen, als meinen Bruder mit einem freundlichen Wort zu trösten. Denn als ich dies das letzte Mal tat, drohte Papa: »Du ergreifst Partei für ihn? Ich sollte euch beide verprügeln.«

»Sie werden eine Amerikanerin einstellen, nicht dich«, schloss Papa.

Ich wünschte mir, den allwissenden *commissaire* Lügen strafen zu können. Wünschte, er würde meine Entscheidungen respektieren, anstatt mir zu sagen, was ich wollen sollte.

»Ein Viertel der Subskribenten der Bibliothek sind Pariser«, konterte ich. »Sie brauchen französischsprachiges Personal.«

»Was werden die Leute denken?«, sorgte sich Maman.
»Man wird sagen, Papa versorgt dich nicht.«

»Heutzutage haben viele Mädchen einen Beruf«, wandte Rémy ein.

»Odile braucht nicht zu arbeiten«, sagte Papa.

»Aber sie möchte es«, widersprach ich sanft.

»Lasst uns nicht streiten.« Maman löffelte die *mousse au chocolat* in kleine Kristallschalen. Das reichhaltige, cremige Dessert musste gewürdigt werden und einte uns in einem Punkt: Maman machte die beste Mousse.

Um drei Uhr erhob sich Paul. »Besten Dank für das Mittagessen. Tut mir leid, dass ich gehen muss, aber meine Schicht beginnt bald.«

Wir begleiteten ihn zur Tür. Papa schüttelte ihm die Hand und sagte: »Überlegen Sie sich mein Angebot.«

Ich wollte Paul danken, dass er sich für Rémy und für mich eingesetzt hatte, schwieg aber in Anwesenheit von Papa lieber. Paul trat näher, bis er direkt vor mir stand. Ich hielt die Luft an.

»Ich hoffe, Sie bekommen die Stelle«, flüsterte er.

Als wir uns zum Abschied küssten, berührten seine Lippen meine Wangen so zart, dass ich neugierig wurde, wie sein Mund sich wohl auf meinem anfühlen würde. Als ich mir unseren Kuss ausmalte, schlug mein Herz schneller, wie beim ersten Mal, als ich *Zimmer mit Aussicht* las. Atemlos blätterte ich um, konnte es kaum erwarten, bis George und Lucy – die füreinander bestimmt waren – sich ihre unbändige Liebe gestanden und sich auf einer verlassenen Piazza in die Arme fielen. Ich wünschte, ich könnte auch die Seiten meines Lebens

schneller umblättern, um zu erfahren, ob ich Paul wiedersehen würde.

Ich trat ans Fenster und sah ihm hinterher, wie er die Straße hinuntereilte.

Hinter mir hörte ich das Gluck-gluck, als Papa den Digestif einschenkte. Das Sonntagsessen war der einzige Anlass in der Woche, an dem er und Maman sich dunklen Erinnerungen an den Ersten Weltkrieg hingaben. Nach ein paar Schlucken rezitierte sie Namen von Nachbarn, die umgekommen waren, als wäre jeder eine Perle in ihrem Rosenkranz. Für Papa klangen die Schlachten, die sein Regiment gewonnen hatte, wie Niederlagen, weil so viele seiner Kameraden gestorben waren.

Rémy gesellte sich zu mir ans Fenster und zupfte an Mamans Farn. »Ein weiterer Verehrer, den wir verschreckt haben«, sagte er.

»Du meinst damit wohl Papa.«

»Er macht mich wahnsinnig mit seiner Engstirnigkeit. Er hat überhaupt keine Ahnung, was los ist.«

Ich stellte mich immer auf Rémys Seite, aber diesmal hoffte ich, dass Papa recht hatte. »Meintest du ernst, was du sagtest ... über den Krieg?«

»Leider ja«, sagte er. »Uns stehen schwere Zeiten bevor.«

Schwere Zeiten. 823. Britische Literatur.

»In Spanien sterben Zivilisten. In Deutschland werden Juden verfolgt«, fuhr er fort und sah den Wedel, den er zwischen seinen Fingern hielt, finster an, »und ich stecke in einem weltfernen Studium fest.«

»Du veröffentlichst Artikel, die Bewusstsein schaffen

für das Leid der Flüchtlinge. Du hast für sie eine Altkleidersammlung organisiert und die ganze Familie mit eingespannt. Ich bin stolz auf dich.«

»Das reicht nicht.«

»Im Moment musst du dich auf dein Studium konzentrieren. Du warst Klassenbesten, und jetzt wirst du einen guten Abschluss machen.«

»Ich bin es leid, theoretische Gerichtsfälle zu untersuchen. Den Leuten muss *jetzt* geholfen werden. Die Politiker unternehmen nichts. Ich kann nicht einfach zu Hause sitzen. Jemand muss etwas unternehmen.«

»Du musst deinen Abschluss machen.«

»Ein Abschluss ändert nichts.«

»Ganz falsch liegt Papa nicht«, wandte ich vorsichtig ein. »Du solltest zu Ende führen, was du begonnen hast.«

»Ich versuche doch gerade, dir zu sagen ...«

»Bitte sag mir, dass du nichts Überstürztes getan hast.« Er hatte seine Ersparnisse einem Flüchtlingsfonds gespendet. Ohne Maman davon zu erzählen, hatte er Essen aus unserer Speisekammer an die Armen verteilt, bis zum letzten Stäubchen Mehl. Sie und ich hatten rasch zum Markt laufen müssen, damit wir ein Abendessen auf dem Tisch hatten, bevor Papa nach Hause kam. Hätte er davon Wind bekommen, wäre Rémy eine heftige Schelte sicher gewesen.

»Früher hast du mich verstanden.« Er verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu.

Sein Vorwurf ließ mich zusammensucken. Ich hätte ihm gerne hinterhergeschrien, dass er noch nie so ungestüm war, wusste aber, dass Streit zu nichts führen würde.

